Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 19-20

Artikel: Wandlungen
Autor: Hanhart, Dora
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748476

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WANDLUNGEN

Novelle.

Die Freundin hatte sich bereits verabschiedet. Unter der Türe kehrte sie nochmals um und, mit dem Zuknöpfen des Handschuhes beschäftigt, sagte sie eilig wie immer: „...beinahe hätte ich es vergessen, Marianne. Ich traf vor dem Hause mit Johannes zusammen. Ich war überrascht, wusste nichts von seiner Anwesenheit. Er grüßte so fremd, dass er mir zum voraus die Lust zum Plaudern nahm. Ein sonderlicher Vogel, nimm es mir nicht übel, Liebling. Bleibt er im Lande?" Sie fragte es bereits von der Schwelle aus. Dann betrachtete sie sich flüchtig im Spiegel und zog den Schleier straffer. Als keine Antwort auf ihre Frage erfolgte, schien sie diese auch schon vergessen zu haben. „A bientôt", rief sie. Die Türe fiel endgültig hinter ihr ins Schloss.

Marianne kehrte in ihr Zimmer zurück. Der Tisch war noch nicht abgeräumt, das feine Porzellan bekam einen rötlichen Schein von dem Licht der Stehlampe. In einer grünen Schale lagen Früchte. Der Duft von Zigaretten vermischte sich mit dem Aroma einer zerlegten Mandarine. Das mit roten Fasern durchzogene Fleisch schimmerte blutvoll saftig. Der Flügel stand offen. Mimosen spiegelten sich in dem glänzend schwarzen Holz. Die Blüten waren flaumig gelb, wie bei ganz jungen Kücken. Marianne lehnte am Ofen. Sie wickelte sich in den seidenen Überwurf, als fröre sie. Das Gewebe knackte von der engen Umspannung. An der gegenüberliegenden Wand hing ein Spiegel. Fast fremd sah sie ihren Kopf aus der schwarzen Gewandung herauswachsen. Sie betrachtete sich, als sähe sie sich zum erstenmal. Von der Nase zum Mund, dem unruhigen, bewegten Mund, stand eine Falte, welche im Widerspruch zu sein schien mit der heiteren Stirne, die an Leonardische Frauenbildnisse gemahnte. Die Augen lagen grau und dunkel umsäumt hinter langen Wimpern. Sie machten den Eindruck, als hätten sie keinen Teil an den Geschehnissen um sie herum. Es klopfte. Marianne zuckte zusammen. Es war das Dienstmädchen, das mit dem Teebrett erschien.

Der Herr habe angeläutet, berichtete sie, indem sie das Geschirr zusammenräumte, Frau Larsen möge mit dem Essen nicht warten. Er hätte noch eine Sitzung.

Marianne trat ans Fenster. Die Straße glänzte nass. Es mochte eben Ladenschluss sein. Ein Gedränge von eiligen Menschen, aufgespannten Regenschirmen, unter trüb brennenden Laternen. Jedesmal, wenn sie dies Bild der Hast, der Ermüdung, der täglichen Erschöpfung sah, glaubte sie, an sich selbst die Spuren der Tretmühle zu tragen. Es war als schlüpfte sie in all diese ermatteten Körper, als bedränge sie das hundertfache Gefühl von Resignation und Langeweile, als trage sie irgendwie die Last des ewig wiederkehrenden Geschehens.

„Seltsam", fuhr es ihr durch den Kopf, „was mag das nur bedeuten? Ich leide vom warmen Zimmer aus an der grauen Alltäglichkeit der Vorübergehenden." Ihr Gesicht verzog sich zu einer Grimasse.

Von den Türmen der Stadt schlug es sieben Uhr. Sie horchte den Klängen nach, es setzten immer neue Glocken ein, es war ein stetes Ineinanderfließen.

Dann war plötzlich alles still. Marianne wandte sich ins Zimmer zurück. Also Thomas würde nicht kommen. Sie kannte die Dauer von solchen Sitzungen, oder nein, sie kannte sie eben nicht. Darin lag das Peinigende. Man wartete, man konnte ebensogut eine halbe Stunde als drei, vier Stunden warten. Man hatte keinen Anhaltspunkt, griff sozusagen in die Luft. Wie oft schon hatte ihr Mann sie gebeten, dieses Warten zu lassen. Es machte ihn selbst unruhig und zerstreut. Er hatte recht, es war so nutzlos. Man erschöpfte sich bloß. Und als er das nächstemal fort war, nahm sie viele Bücher in ihr Zimmer, auch Briefe, die sie beantworten wollte. Sie wickelte sich in den Kimono und rückte die Lampe nahe.

„Wie schön", dachte sie. „Ist es nicht im Grunde lästig, ja beinahe unanständig, diese ewige Verbundenheit und Vermengung? Wir Frauen werden dadurch zu verzärtelten und unselbständigen Wesen, die sich nicht enthalten können, jede Regung ihres Herzens zu äußern. Werden aber nicht auch die Männer durch diese stete Gemeinschaft zu väterlich wohlwollenden Beschützern? Und liegt nicht zu Zeiten in ihren Augen die Sehnsucht nach dem ehemaligen Knaben? Ach ja, es war ein Unding, vielleicht war sogar die Ehe eine Einrichtung der Zurückbildung, zum mindesten eine der Stagnation. Man sollte einander von Zeit zu Zeit in Ruhe lassen, eines schönen Tages seinen Koffer packen und dem andern wie einem guten Kameraden die Hand schütteln. „Wohin des Weges?" „Weiß es selbst noch nicht." „Wann kommst wieder?" „Wenn mir eine neuer, starker Impuls es befiehlt."

Und Marianne klappte die Bücher auf. Bei Gott, das war nicht übel ausgedacht. Sie wollte bei Gelegenheit einmal mit Thomas reden. Natürlich würde er lachen. Sein Lachen aber entwaffnete sie stets. Menschen, konnten sie sonst ein Ausbund sein an Geist, Witz und ähnlichen Qualitäten, verloren ihr Wohlwollen, wenn sie unangenehm lachten. Sie überflog mit den Augen die Zeilen, war aber nicht bei der Sache. Sie sann nach. Sie dachte an ihre Verbindung mit Larsen. Er gehörte zu ihr, wie ihre Augen zu ihr gehörten. Dachte sie aber je einmal über die Zugehörigkeit der Augen zu ihr nach? Hätte sie Schmerzen empfunden daran, so wäre ihr die Unentbehrlichkeit davon grell aufgetaucht. Aber sie schmerzten nicht, sie dienten ihr, sie sah die Welt, ihre Welt durch sie. Es war herrlich, gewiss, darüber ließ sich nicht streiten. Lieber Larsen, dachte sie. Sie schloss die Augen; es war so schön dazuliegen auf der niedern Ottomane. Wieviel Uhr mochte es nur sein? Neun Uhr! Eigentlich spät, nun würde er sicher bald kommen. Das war dann hübsch. Sie wollten noch Tee trinken in ihrem Zimmer; das Dienstmädchen schlief schon. Man bediente sich selbst. Thomas war sozusagen ihr Gast. Von diesem Augenblick an passte sie auf, ob sie nicht ein Geräusch von Tritten höre oder eine Türe, die ins Schloss fiel. Jeder Laut ließ sie zusammenschrecken. Ja, da war es wieder, das unselige Warten. Drehte sich dann endlich der Schlüssel im Schloss, war sie dermaßen nervös, dass sich ihr Gesicht in einer krankhaften Blässe dem Eintretenden zuwandte. Teilnahmslos begegnete sie seinen gütigen Fragen. Sie hatte ähnliches zu oft erlebt, um nicht ein leises Grauen davor zu haben. Sie beschloss auszugehen.

*

Es regnete nicht mehr. Ein warmer Wind hatte sich erhoben. Die Wolken jagten sich am Himmel, drängten sich ineinander zu phantastischen Knäueln, um sich im nächsten Augenblick zu zarten, durchsichtigen Schleiern aufzulösen. Dahinter sah man die Sterne blinken. Die Straßen lagen still. All die vielen Menschen, die vor kurzem noch fremd aneinander vorbei gehastet, waren jetzt in ihren Häusern geborgen, für kurze Stunden befreit von lästigem Zwang. Marianne liebte es, nach den verhängten Lichtern hinter den Fenstern zu schauen. Die Wohnstätten, beim nüchternen Tageslicht oft unwirtlich, hatten nun insgesamt etwas Tröstliches an sich. Ein Fensterladen wurde zugeschlossen, aus einem andern Haus tönte gedämpftes Klavierspiel, ein kleines Kind weinte, alles Geräusche von alltäglichem Geschehen. Ein kleines Kätzchen löste sich von einem Gartenzaun und sprang mit einer reizenden Behendigkeit über die Straße. Marianne bog nun in eine der Hauptstraßen der Stadt ein, elektrische Bogenlampen warfen zitternde Lichter. Aus hell erleuchteten Speisehäusern drangen Essgerüche. Marianne musste an ihren kleinen, italienischen Freund denken, der jedesmal beim Anblick der Speisenden hinter den hohen Glasfenstern eine Sprache redete, die von Hohn und Abscheu troff. Und er merkte es nicht einmal, wie sie ihn unbemerkt immer wieder an solchen Orten vorbeiführte, so ein Kind war er. Wo steckte er wohl! Sie wollte ihm schreiben, heute noch. Sie liebte es, mit ihm Schokolade zu trinken in irgendeiner Konditorei für junge Mädchen und Studenten. Sie kam sich dann selbst vor wie ein Schulmädchen, hatte Appetit auf viele Kuchen und Schlagsahne. Und der kleine Phantast erzählte ihr von der Vorstellung, die er sich von seiner Ehe machte. Sie wusste alles zum voraus, aber das schadete nichts, im Gegenteil, es lag etwas Reizendes in diesen bekannten Dingen.

Er begann: „Sie muss fünfzehn Jahre alt sein, chère amie, ich habe es mir nochmals genau überlegt. Sie soll das Leben ganz durch mich empfangen..."

Er hatte eigentümlich weiche, braune Augen. Beim Erzählen wurden sie von einer fanatischen Gespanntheit. Dann sagte er: „Ich gehe auf eine Insel mit ihr, ich hasse die Zivilisation." Er war noch jung und liebte über alles Franz von Assisi, aber er konnte auch mit brennender Begeisterung die Notwendigkeit der sozialistischen Partei verfechten.

Marianne durchquerte Straßen und Plätze wie jemand, der genau weiß, wohin er gehen will. Sie bog nun in einen schönen stillen Seitenweg ein, der von einer Reihe von Bäumen eingefasst war. Hier blieb sie stehen und schaute nach den Fenstern eines alten Hauses, das sich auf der andern Seite des Weges befand.

Das ganze Haus lag im Dunkeln, nur ein einziges Fenster war schwach erhellt. Marianne lehnte sich an den Stamm eines Baumes, die Rinde fühlte sich feucht an. Hin und wieder fielen Tropfen von den Zweigen. Von Zeit zu Zeit gingen Leute vorbei. Es war so finster, dass man sie nicht sah. Der Wind hatte sich wieder erhoben. Es war ein lauer, zerrender Märzwind. Das kleine Licht hinter dem Fenster erlosch mit einemmal.

„Gute Nacht, Johannes", murmelte Marianne. Sie ging heimwärts. —

Marianne saß auf dem Balkon eines luftigen Hauses. Es war Frühling

geworden, und die Sehnsucht, seinem Erwachen so nahe zu sein wie die Mutter nahe über der Wiege ihres Kindes, hatte sie dem Rufe ihrer Freundin folgen lassen. Diese, eine nicht mehr junge, aber lebendige und eigenwillige Frau, hatte sich am Ufer des Sees, wo Schilf und Seegewächs am höchsten standen, ein Haus bauen lassen. Es war ein Atelierhaus, genau so groß, um noch Raum für einige Stuben zu gewähren, mit einer Holzlaube, die unter dem Giebel das Haus wie einen Gürtel umspannte. Sabine Luzi war Malerin. Unruhigen Geistes, ein Feind des Beharrens und endgültiger Entschlüsse, immer dem Augenblick zugetan, ihn tief ausschöpfend, von einer wunderbaren Eindringlichkeit, hatte sie mit vierzig Jahren das Aussehen eines heitern, jungen Geschöpfes, auf dessen Gesicht Schlauheit, Verstand und Gefühl wechselten. Sie gehörte zu den Menschen, die das Leben mit einer brennenden Neugierde betrachten, überall nach dem Seltsamen Ausschau halten, eine feine Witterung haben für wirkliche Werte und oft anfänglich teilnehmend sind nur aus dem Bedürfnis heraus, Verborgenes zu erforschen. Immerhin trug dann rasch ihre Warmblütigkeit den Sieg davon und sie zeigte sich von einer Bereitschaft ihren Freunden gegenüber, die ihresgleichen suchte. Plötzlich aber konnte das Interesse für einen Menschen erlöschen, ganz auf einmal, und alle ihre Bemühungen, dieser Laune, wie sie es selbst erzürnt nannte, Herr zu werden, waren umsonst. Sie ertappte sich auf einem augenblinzelnden, kühlen Schauen und brachte es damit fertig, den auf diese ungewohnte Weise Betrachteten in eine Verwirrung zu bringen, die ihn mit der Zeit völlig lähmte. Einer ihrer besten Freunde, einer der seltenen, die sie auf die Dauer bewahrte, und zwar nur deshalb, weil er für sie den Reiz der steten Ferne behielt, sagte einmal: „Dir fehlt die Güte der Einfachen, Sabine". Und doch konnte sie weinen über ein Paar traurige Augen und einen hinkenden Hund und einmal sperrte sie sich vier Tage in ihr Zimmer ein. Das war damals, als sie Dostojewski gelesen: Die Erniedrigten und Beleidigten.

Marianne ließ das Buch sinken. Sie hatte beide Arme auf das hölzerne Geländer gelegt und war in die stete, rieselnde Bewegung von See und Schilf vertieft. Sie liebte das Wasser inbrünstig, es gab ihrer Seele Weite und Ergriffenheit. Es kam auf wunderbare Weise all ihren Neigungen entgegen. Es war kaum zehn Uhr. Alles war frisch, die Zeit, die Luft, die kleinen spielerischen Wellen, die Schreie der Vögel und die Stimme von Sabine, die eben aus der Türe des Ateliers trat und sich von einem Mädchen verabschiedete, das ihr Modell gestanden.

Sie sah Marianne. „Willst du Boot fahren... nein? Später; ist mir auch recht."

Sie stand in dem goldigen Licht der Sonne, ihr frisches, kluges Gesicht lächelte, die hellbraunen Haare waren weich und ungeberdig zugleich, der weiße Malerkittel blähte sich wie ein Segel. Sie verschwand singend. Der Wasserhahn im Atelier wurde aufgedreht. Marianne hörte das harte Aufschlagen des Strahles auf den Steinboden. Sie lächelte. Es war viel Geräusch um Sabine.

Die Magd brachte die Postsachen. Ein Billett von Thomas war darunter. Er schrieb, dass er gestern Abend umsonst gehofft, herauszufahren. Zum Er-

satz lege er Bücher bei, obschon er nicht zweifle, dass die Zeit auch ohne das aufs angenehmste vergehe.

Marianne blätterte in dem Buche. „Thomas", dachte sie, „wie gut er ist, und von einer Selbstlosigkeit, die man höchstens bei Müttern findet. Und auch da selten genug. Wer hatte wohl so voreilig das Wort von der umfassenden Mutterliebe geprägt? Es war so eingebürgert und unausrottbar wie irgendein anderes Vorurteil, vielleicht zum Nachteil der Gelobten. Hinter dem Schutzmantel der vorausgesetzten Tugenden konnten sie um so mehr ihre kleinlichen Launen befriedigen. Marianne erinnerte sich ihrer Freundinnen; es waren junge Mütter darunter, leidenschaftlich verliebte Mütter, die Scheuklappen trugen für alles, was außerhalb der eigenen Brut stand. Man entschuldigte ihr eifersüchtiges Einkreisen aller Gedanken auf das Eine, man fand sie allzu anmutig in ihrer jungen Würde, ja, man hätte ihnen mit Freuden alles verziehen, wenn die Mütterlichkeit, dieser herrliche Begriff von weiter Liebe und Güte, damit nicht zu einer Verstümmelung geworden. Später, waren die Kinder der blinden Vergötterung entwachsen und regten sie sich zu eigenem Wesen, wurde man ihnen nur in den seltensten Fällen gerecht. Lieben, ohne zu binden, Freiheit geben ohne gleichgültig zu werden, Anteil nehmen und dennoch verzichten — wer brachte das fertig?

Marianne erinnerte sich ihrer eigenen Kindheit. Wie grausam war das Gedächtnis für eine erlittene Kränkung und Ungerechtigkeit und wie entzückend war es in seiner Dankbarkeit für eine Guttat, die es der Liebe und nicht einer Pflichthandlung verdankte.

Den schwarzen Kaffee trank man im Atelier. Es hatte sich ein Bildhauer eingefunden, Sabinens jüngster Freund und eine junge Frau aus der Nachbarschaft, die Tochter eines Industriellen. Die Malerin hatte sie auf einer Mittelmeerreise kennen gelernt. Sabine liebte die Geselligkeit. Kam die Sehnsucht nach Alleinsein über sie — und dies geschah heftig und unvermutet, dass es sie selbst überraschte — so schloss sie das Haus hinter sich zu und begab sich auf eine ihrer geheimnisvollen Reisen, deren Ziel niemand erfuhr.

„Ich habe eine russische Seele", pflegte sie von sich zu sagen. „Wäre ich ein Mann, so würde ich bestimmt ein Säufer und ein Vagabund. Eine Frau, die sich betrinkt, ist widerlich, aber ein bisschen vagabundieren, warum nicht?"

Ihre kritiklose Vorliebe für alles Russische nahm man nicht allzu ernst, man belächelte sie und fand sie im übrigen originell.

Das Atelier war von einer auffallenden Nüchternheit. Die Wände beinahe kahl, was auf Unproduktion oder brennende Schamhaftigkeit deutete. In einer Ecke des großen Raumes stand die leere Staffelei und das Malgerät, es war auch Ton da und auf einem Brett ahnte man unter nassen Tüchern eine begonnene Arbeit. Sabine hatte zu modellieren begonnen und es zeugte von großer Freundschaft für Franz, den Bildhauer, dass sie ihre Versuche vor diesem nicht verbarg. Franz trat behaglich lachend vor die leere Staffelei. „Sie ewige Geheimniskrämerin, Sie", sagte er und wandte sich zu den Frauen, die auf einer Ottomane saßen. Dort war der einzige bequeme Winkel, ein Rauchtisch war da, Kissen, Teppiche, eine Kaffeemaschine und ein Samowar. Auf diesen

war Sabine unendlich stolz. Sie erlaubte niemand, ihn zu bedienen, tat dies selbst mit einem heiligen Ernst und wenn sie einem den Tee servierte, fügte sie jedesmal hinzu: Echt russischer Karawanentee.

Sabine lachte: „Was wollen Sie, Franz, Gott hat es nun einmal gefallen, aus mir einen feigen Hund zu machen. Kaffee gefällig?" Sie lenkte das Gespräch immer mit augenfälliger Hast auf andere Bahnen, wenn von ihrem Schaffen die Rede war. Ihre Scheu war nicht am Platze. Man war stets aufs neue überrascht und beinahe betroffen, wenn man auf Ausstellungen ihren Bildern begegnete. Um so erstaunlicher war es, dass sie immer nur widerwillig an die Arbeit ging, auskniff solange sie nur konnte, erfinderisch war in Ausflüchten und Entschuldigungen vor sich selbst und erst beim gründlichsten Katzenjammer zum Pinsel griff. „Hören Sie, Lix, Sie sollten immer helle Farben tragen. Das Kleid steht Ihnen vorzüglich. Was macht die Kleine?"

Die junge Frau begann zu erzählen, glücklich, dass sich Sabine, die sie inbrünstig verehrte, nach ihrem kleinen Mädchen erkundigte. Marianne, die unter der Türe des Ateliers an der Sonne stand, erschrak, als Franz sie unvermutet anredete:

„Nun, Frau Larsen, wann beginnen wir mit Ihrer Büste?"

„Sind Sie immer noch nicht anderen Sinnes geworden, Meister?"

„Im Gegenteil". Er überflog mit einem sachlichen, unpersönlichen Blick ihr Gesicht; seine blauen, kindlichen Augen bekamen etwas kaltes.

Marianne zog den Schal mit der eigentümlich einschließenden Bewegung enger um sich und sagte lächelnd: „Wenn Sie darauf beharren, Meister, verfügen Sie über meine Zeit."

Er sagte glücklich: „Ich danke Ihnen."

Punkt zwei Uhr stand der Bildhauer auf, ließ sich mit einem zufriedenen Lachen die Taschen voll Zigaretten stopfen und verabschiedete sich, indem er allen die Hand schüttelte. Sein Atelier war ganz nahe. Er arbeitete mit einer gleichmäßigen Stetigkeit, pfiff auf Eingebungen und Stimmungen, ließ sich weder von Wärme noch von Kälte beirren und schalt alle Neurastheniker, die sich von jeder Fliege stören ließen. Er schaffte mit einer grandiosen Selbstverständlichkeit, so wie er atmete um zu leben.

Sabinens Gesicht nahm den Ausdruck komischer Verzweiflung an. „Wir Frauen sind doch ein erbärmliches Geschlecht. Dieser Mensch da...", sie zeigte mit der Hand nach der zufallenden Türe, „hinterlässt mir immer das schlechteste Gewissen. Ja, es ist so, gibt sich wie ein einfacher, zufriedener Mensch, hat eine wahre Kinderfreude an der ganzen verrückten Welt, ist kein Drückeberger, will seine respektable Nase überall zuvorderst haben, trinkt und schlemmt und liebt die Frauen... aber um zwei Uhr steht der Mensch auf wie ein jeder Kanzlist und geht an die Arbeit, als wäre sie ihm vorgeschrieben. Und am Morgen ebenso. Ich guckte schon bei ihm herein, machte mich auf vielerlei gefasst. Aber was glaubt ihr: pfeift und lärmt, die Hände voll Ton und das Haar ganz bestaubt und mitten auf der Stirne ein Klümpchen Dreck. Bei jedem andern hätte es lächerlich ausgesehen, nun, bei ihm war es ganz einfach schön. Und dann zeigte er mir alles, streichelte mit seinen groben

Händen die Leiber und Gliedmaßen, und schlägt innerlich beinahe Purzelbäume vor Vergnügen. ‚Darf sich alles sehen lassen', sagt er schmunzelnd und spricht überhaupt, als wäre er nur zufällig der Schöpfer seiner Werke. Diese liebt er, weil sie nun einmal da sind, weil sie fabelhaft gut sind, ja, und weil er per Zufall das Schweineglück hat, sie gemacht zu haben. So ist er. Und wir.... Ich meine etwa nicht nur mich, auch Sie, Lix, und Dich, Marianne...

Bleiben Sie, Lix, so mit der Kleinen auf dem Arm. Ich möchte rasch eine Skizze machen. Wohin Marianne?"

„Ich fahre in die Stadt, und abends bringe ich Thomas mit, wenn es dir recht ist."

„Herrlich, Liebling, ausgezeichnet... viel Vergnügen ... und Sie, Lix..."

Marianne stieg in ihr Zimmer hinauf, um sich umzukleiden. Eine Woche war sie nicht mehr dort gewesen, vor dem alten Hause, wo Johannes wohnte. Sie wunderte sich selbst darüber, dass sie all die Tage lang dem Zwang Trotz geboten hatte, aber eben war ganz plötzlich eine Unruhe über sie gekommen, die nur sie zu deuten wusste.

Sie stand am Bootsteg, als auch schon das Kamin des Schiffes auftauchte. Im vordern Teil des Schiffes nahm sie Platz, das Gesicht den Türmen der Stadt zugekehrt, die im weichen Licht des blauen Tages ahnend standen. Sie gab sich wahllos ihren Gedanken und Empfindungen hin, das gleichförmige Stampfen der Räder half ihr, sich in all ihre Vorstellungen einzugraben.

Da war einmal Sabine, die stets Bewegte, Unruhige und Begeisterte. Sie erlebte mit ihr wie bei keiner andern Frau Zeiten des wundervollsten Einklangs, Worte, kaum geformt, wurden vom andern aufgenommen und nicht nur bloß richtig gedeutet, sondern mit herrlicher Einstimmigkeit weitergeführt. Vielleicht war solches in diesem Maß nur zwischen Frauen möglich und sicher auch da nur zu Zeiten, denn die kleinste Störung wurde ebenso rasch vom andern aufgenommen und man verschloss sich plötzlich wieder, wie man sich geöffnet. Lix kam ihr vor wie eine zärtliche Blume. Schade, dass sie einen Mann geheiratet, dessen seelische Farblosigkeit, ja Plumpheit, auffallend war. Wieso wählten oft feine, sensitive Frauen Männer dieser Art? Ahnten sie den Hazardspieler großer Unternehmungen und lag darin für sie eine geheimnisvolle Kraft, der Wunsch nach Verehrung augenscheinlicher Wirklichkeiten? Morgen würde sie dem Meister sitzen. Der war in ihren Augen der beneidenswerteste Mensch, in diesem Dasein schien ihr alles zweckvoll, das Leiden und die Freude, die Arbeit und die Ermattung. Und Marianne dachte an ihr eigenes Leben, in dem sie mit demselben Kraftaufwand um Großes und Kleines litt. Immer zerrte eine Unruhe an ihr, sie konnte sich ihr Leben gar nicht anders denken. Nur damals, als sie Thomas heiratete, glaubte sie sich davon genesen. Sie schmiegte sich dankbar und gläubig an ihr Schicksal. Es schien ihr, als schlüpfe sie endlich aus ihrer alten langweiligen und wohlbekannten Haut in eine frische hinein. Sie wurde sich selbst interessant und erlebte sich auf neue Weise.

Kaum zu erfassen war vor allem das eine: bis dahin war man allein gewesen, hatte ein Leben geführt, das bei aller äußern Buntheit etwas Vorbereitendes,

stets Zufälliges an sich hatte. Man schenkte sein Wesen, seine Ausstrahlungen niemand und allen, da war keiner, der sich dieser ins Blaue geworfenen Worte und Töne angenommen, dessen Augen Bewegung und Rhythmus erhaschte. Und nun bekam auf einmal die kleinste Alltäglichkeit ihre Bedeutung. Ein Händedruck, hundertmal gleichgültig getauscht, wurde zu einer sakralen Handlung. Sie ging mit Thomas durch Straßen, die sie früher täglich gegangen. Jetzt erbebte sie, weil sein Arm den ihrigen berührte. Ihre Schritte, ehemals gleichgültiges Geräusch, wurden durch den Doppellaut ihres Gehens Symbole. Man ging in ein Haus, man trennte sich nicht vor der Türe, er, der Mann, zog den Schlüssel aus der Tasche, sie traten zusammen ein. Denn es war ihr Haus, ihre Stätte, alles wurde gemeinsam, die Klinke, die Türe, der Schlüssel, jeder Haken war da für sie beide. Thomas sagte: „Es wird Winter, ich werde Kohlen bestellen für uns." Marianne sagte: „Ich war in unserm Garten, es roch nach Veilchen, schien es mir." Ach, das kleine Wörtchen „uns", es war wie ein blaues, seidenes Band voller knisternder Feinheit. Man war nicht mehr allein. Man schlief ein, den Kopf auf dem Arm des Geliebten... erwachend tastete man nach der andern Hand, um sich zu überzeugen, dass man von keinem schönen Traum genarrt. Musste das eine ausgehen, so fragte das andere: „Ist es für lange?" Und man beeilte sich, man hastete ein bisschen verloren durch die Straßen, alles ging so langsam, die Leute hatten es darauf abgesehen, sich Zeit zu lassen. Schon eine ganze Stunde weg, ängstigte man sich wohl nicht? Es konnte doch irgendetwas geschehen. Und es war Thomas, der dachte: Marianne ist so rasch. Alles will sie selbst machen: Gardinen aufstecken, Lampen befestigen. Wäre sie nicht kürzlich beinahe gefallen, wenn er sie nicht zum Glück noch gehalten? Angst packte ihn und Ungeduld. Er winkte einen Wagen heran. „Ich bin ein Narr", schalt er sich, aber er freute sich zugleich an der Geschwindigkeit, mit welcher er vorwärts kam.

„Hallo, wir sind da, Chauffeur." Er bezahlte und sprang die Treppe herauf, immer zwei Stufen nehmend.

„Marianne", rief er schon unter der Türe.

„Schon zurück?" ertönte es zurück. Er suchte sie. Sie stand vor ihrem schmalen, hohen Spiegel, die Schneiderin kniete vor ihr. Sein Gesicht verfinsterte sich. Sie sah es und machte über dem gebeugten Kopf der Näherin eine entzückende Geste. Sie formte ihre Lippen zu einem Kuss in die Luft.

Eine Bewegung, täglich wiederholt, Worte, hundertmal gesprochen, verlieren ihre Erschütterung und hüllen sich in das Gewand freundlichen Wohlgefallens. Eine Liebe, fortwährend versprochen und gewährt, kann nicht mehr jene atemraubende Beseligung hervorrufen.

Marianne war bereits einige Jahre verheiratet. Eines Tages wartete sie auf Thomas in einer Bilderausstellung. Sie war müde und schlenderte von Saal zu Saal. Zuletzt setzte sie sich. Gerade ihr gegenüber hing ein Bild, das sie mit einemmal aufweckte. Es zeigte eine Stube, allem Anschein nach eine Bürgerstube mit einem grünen Plüschsofa. Und darauf saßen ein Mann und eine Frau. Nichts weiter als diese zwei Menschen. Sie saßen da, die Hände im Schoß, nebeneinander und doch so, als läge ein unermesslicher Raum

zwischen ihnen. Wie die Gesichter gemalt waren, diese leeren, ausgeschöpften, gelangweilten Gesichter, das war von einer furchtbaren Eindringlichkeit. Es war betitelt: Lebensabend.

Ein schüttelndes Unbehagen befiel Marianne. Sie hatte Lust zu weinen. Diese zwei Ausgelöschten auf dem Bilde waren auch einmal jung gewesen, und sie hatten sich auf diesem grünen, scheußlichen Sofa lebendige Worte zugeflüstert und ihre Gesichter waren in einer warmen Bewegung schön gewesen. Eine Hand berührte sie. Thomas stand vor ihr. „Verzeih, ich ließ dich warten. Aber du warst ja in guter Gesellschaft."

Es sah das Bild nicht, das sie erschüttert. Sie ließ sich von ihm fortziehen, sie konnte nicht sprechen. Zum erstenmal hatte sie das Verlangen, etwas in sich zu verschließen. Etwas Neues und doch Uraltes war in ihr Bewusstsein getreten: die Umkehr zu sich. Als sie aus dem Kunsthaus traten, hatte es zu schneien begonnen. „Schon Winter", sagte Thomas, und er knöpfte den obersten Knopf seines Mantels zu.

Einige Wochen später fuhren sie zusammen in ein abgelegenes, wenig besuchtes Hochtal. Eines Tages rastete sie mit Thomas bei strahlendem Sonnenschein, die Skier an den Füßen, um die Mittagszeit auf einem schmalen Grat. Die Berge um sie herum waren von einer unfassbaren Schönheit und Größe, dass sie beide verstummten. Erst auf der Talfahrt forderte die gleitende Bewegung zu einer ausgelassenen Freude auf.

Nachts, im Zimmer des Berghauses, als glitzerndes Mondlicht über dem Schnee lag, ein phantastischer Traum von kalter, reiner Tiefe, sagte Thomas: „Der Wandel vom herrlichsten Tageslicht zu dieser gesammelten nächtlichen Andacht kommt mir vor wie unser eigenes kleines Leben. Wie drängen wir uns ungeduldig und begehrlich zum Licht, zur Liebe, zur Vereinigung. Und wo enden wir, Geliebte? In dieser wunderbaren Einsamkeit, in dem Bewusstsein der Gnade, dass wir ihr gewachsen sind.

„Du weinst, Liebling?"

Marianne hob ihr tränenüberströmtes Gesicht: „Mich friert", schluchzte sie.

Johannes.

Eines Tages lernte sie Johannes kennen. Er kam durch einen ihrer Freunde, der in Paris lebte, in ihr Haus und überbrachte ihr Bücher, die sie jenem Freunde einst geliehen. Johannes, der nur widerstrebend die Besorgung übernommen, da er ein Feind der Geselligkeit, die in seinem Umkreis gebräuchlich war, bat wieder kommen zu dürfen. Marianne erschien ihm als das Wesen, das er lange gesucht und dessen Begegnung ihn freudig überraschte. Sorgfältig gehütete Dämme, aufgebaut in langen einsamen Jahren, brachen vor der Sturzwelle neuen Erlebens. Er kam beinahe täglich. Verschlossen, fast förmlich, betrat er das Zimmer. Die schmale, knabenhafte Gestalt im knappen, dunklen Anzug war nicht über Mittelgröße. Der Kopf zeigte sich von außerordentlicher Feinheit. Er besaß eines jener Gesichter, die in jeder Stunde neugeboren werden, die täglich alle Phasen vom Ausdruck unbefangenster Heiterkeit zur gänzlichen Erschlaffung durchlaufen können. Als Marianne zum

erstenmal seinen Mund betrachtete, musste sie lächeln: welch ein entzückender Zug von Jünglingshaftigkeit liegt darauf, dachte sie. Später schüttelte sie den Kopf: schauen nicht alle so, die irgendwo angekränkelt sind? Und eines Tages, als sie ihn im Winter auf der Straße begegnete, den Hals eingewickelt in ein weißes, seidenes Tuch, rief sie aus: „Wenn ich Sie nicht als einen Feind der Pose kannte, so müsste ich Ihnen den Vorwurf machen, als Hamlet zu posieren!"

Er stand vor ihr, den Hut in der Hand, das weiche, sehr schöne hellrote Haar zurückgekämmt. Er sagte:

„Ich liebe diese Seide um den Hals. Meine Mutter gab mir das Tuch, als ich noch klein war. Ich schlief nie ohne dasselbe. Ich bin jeder Gewohnheit schauderhaft unterworfen. Sehen Sie, es beginnt brüchig zu werden. Wie unangenehm, mich an ein neues zu gewöhnen."

Da sagte sie beinahe ärgerlich: „Aus Gewohnheit? Nun, gleichviel, Sie sehen gut aus darin. Von Ihrer Mutter müssen Sie mir übrigens erzählen, Johannes."

Und sie bummelten zusammen im Schneegestöber durch die Straßen der Stadt.

Er kam gewöhnlich um die Stunde des Eindämmerns. Lange Zeit wiederholte sich dasselbe. Er setzte sich immer in den gleichen Stuhl, zog das Zigarettenetui hervor, nachdem er von Marianne ein für allemal die Erlaubnis bekommen hatte zu rauchen. Anfangs sprach er überhaupt nicht. Marianne wusste es, kümmerte sich nicht darum und bereitete den Tee. Dann, nach der ersten Tasse und der dritten Zigarette, begann er zu erzählen. Sie kannte seine ganze Lebensgeschichte. Aber das war nicht die Hauptsache. Was lag in dem Aufzählen von äußern Tatsachen für ein Beweis von grenzenlosem Zutrauen, wenn er nicht von Geschehnissen gesprochen, die nur seinen innern Menschen angingen? Einen Vater und eine Mutter hatten alle gehabt, es waren tausende aufgewachsen wie er, unter den Augen von Kinderfrauen, mit Geschwistern zusammen, was hatte es weiter zu bedeuten, dass er ein scheues Kind gewesen, das viel und heimlich litt, dass man ihn noch jung in fremde Hände gegeben, die ihn nicht härter dünkten als die seines Vaters? Was waren die Leiden eines Knaben um den Kampf mit Latein, was war die Sehnsucht eines jungen Herzens nach den Liebkosungen der Mutter? Was bedeutete das ungeheure Entzücken eines Menschen, welcher der Schulstube für die Dauer von einigen Wochen entronnen, der Heimat zufuhr? Glühende Liebe für jeden Baum im Garten, für die braune Erde der Heimat, für das Elternhaus, das einem überirdisch schön erschien. Überströmende Liebe auch zu Vater und Mutter, die ihrerseits den Jungen wohlwollend glücklich betrachteten. Einige Tage restlosen Glückes. Scheues Verlangen, die Mutter zur Mitwisserin knabenhafter Bekenntnisse zu machen. Er hört ihren Schritt auf der Treppe. Sein Herz beginnt zu klopfen... wird er den Mut haben zu reden? Die Mutter tritt herein. Auf dem Arm Wäschestücke des Sohnes. Sie nimmt Platz in seinem Stuhl. Er, glücklich und aufgeschlossen, lehnt sich ans Fenster. Er erinnert sich an die häufigen Stunden seines Lebens, wo er allein gewesen und gelitten darunter.

Er murmelt: „Mutter", er will mehr sagen, er sucht nach Worten, sein Gesicht ist dunkelrot vor Scham und Wunsch...

Da kehrt sich die Frau, der all seine Sehnsucht gilt, um, sie errät nichts auf dem Bubengesicht, sie deutet auf die Wäsche und sagt: „Da, Johannes, alles ist geflickt. Aber es fehlen zwei deiner Hemden, weisst du, von den weißen, leinenen, die hier im Hause für dich genäht wurden. Wo sind sie nur?" Und dann fügte sie noch sich besinnend hinzu: „Onkel Adalbert hast du scheints nur einmal geschrieben. Du weißt, wie empfindlich er ist. Schreibe doch bald einige Worte der Form halber."

Sie geht zum Bett, glättet es mit den Händen, rückt einen Stuhl zurecht, lacht über eine Karte, die Johannes mit einem Reißnagel festgemacht hat. Dann geht sie aus dem Zimmer.

Ihre Tritte verhallen auf der Treppe.

Und Johannes, der schon große Knabe, sitzt auf dem Stuhl, den die Mutter eben verlassen, und weint.

Nein, darüber verlohnte es sich wirklich nicht Aufhebens zu machen. Von dem, was später folgte, auch nicht. Universitätsjahre, Verliebtheiten, später überdacht blühende Torheiten, die man vergaß. Aber da war doch so vieles im Leben eines Menschen, das man kaum nennen konnte. Und diese Geschehnisse waren es im Grunde, die die Farbe eine Menschen bestimmten. Da erwachte man eines Morgens — alles war wie sonst — vielleicht war die Sonne um einiges heller. Gleichviel, mochte es daran liegen, man schlug die Augen auf — man lag ganz ruhig und spürte ein seltsames, neues Bewusstsein in sich. Man war sich selbst und man war doch ein anderer. Man sah diesen anderen, der einem vor kurzem noch untrennbar schien, vor sich, von einer kühlen Distanz, ganz rund, hell beleuchtet, mit Augen, die durch und durch sahen.

„Ei", sagte man zu sich, „so also siehst du aus? Keineswegs glänzend, ja, wenn man offen sein wollte, nichts weniger als erfreulich. Fast möchte ich mich schämen, dass du zu mir gehörst, was war dein Leben denn bis dahin? Wohl gar ein müßiges Träumen und Einspinnen und sentimentales Schielen, weiß der Himmel nach was. Soll dies etwa in alle Ewigkeit so weiter gehen? Was wendest du ein? Studium gebüffelt und Examen gemacht und morgen vielleicht schon auf einem Katheder? Brüstest dich gar damit?"

Johannes bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Gott im Himmel, was mochte dies alles bedeuten? Jener Mensch, was für eine Bewandtnis hatte es damit. Er versank in grübelndes Nachdenken. Er erzählte weiter:

Eines Tages war er in Paris. Was er da wollte, wusste er genau, den Menschen, die ein Anrecht auf ihn zu haben glaubten, hatte er gesagt, er müsse ein Buch schreiben. Ein Buch der Wissenschaft natürlich, ein nützliches Buch, versteht sich.

Er vergaß das Buch, er vergaß beinahe sich selbst. Wie ein Erinnerungsloser lebte er in dieser Stadt, ein Untertauchender im Nirwana. Er hatte irgendwie das Gefühl, dass er durch Flammen ging. Reinigung, dachte er. Stillehalten, allzu Gesundes, Krankes, Faules ausbrennen lassen.

Er sprach zu niemand, hatte nicht das Verlangen nach Gemeinschaft. Er kannte seine Stimme beinahe nicht mehr. Sie kam ihm vor, als ringe sie sich mühsam aus tiefem Schacht empor. Er suchte etwas: da war das ungeheure Rad, das sich drehte, mit einer grandiosen Gelassenheit drehte, und da war jener Mensch, der an den gebückten Rücken der Arbeitenden vorüberging, der lächelte, während auf den Gesichtern der Masse mühselige Verdrossenheit lag.

Marianne fing an, die Stunden leer zu finden, die sie ohne Johannes verbrachte. Sie gehörte zu jener Art Frauen, die ungeheuer viel vermögen, die sich aber hartnäckig gegen die Gesetze der Natur auflehnen, wenn diese den heißesten Wunsch ihres Wesens gefährden. Seit jener Winternacht war sie einer gefährlichen Traurigkeit verfallen. Ihr schien auf einmal ihr Leben als Frau wie verblasst, sie fühlte sich im gewissen Sinne um ihre liebste Hoffnung betrogen. Sie litt, sie war gekränkt.

Wie jämmerlich, dachte sie, dass auch ich dem abgenützten Prozess der Gewöhnung verfallen soll. Ihr Wesen wurde von einem hellhörigen Misstrauen. War Thomas stiller als sonst, so suchte sie den Grund dazu in einer Gleichgültigkeit des Gefühles, blieb er einmal länger fort, oder fand sie ihn in seinem äußeren Gebahren sorgloser als ehedem, so dachte sie an die Zeit, wo er peinlich viel Wert darauf gelegt, in keiner Weise sich gehen zu lassen. Das Bewusstsein, ausschließlich, ja überschwenglich geliebt zu sein, verlieh ihr eine blühende Lebensäußerung im kleinsten. Sie spürte sich von einer sinnlichen Fülle umgeben. Jetzt, wo diese Gewissheit einen Stoß bekommen, übertrieb sie alles in selbstquälerischer Lust, ja, sie brachte es so weit, sich von nun an farblos, dürr und unschön zu finden, jedes Reizes entkleidet.

Sie war deshalb aufs heftigste überrascht, als sie die keinesfalls geringe Wirkung ihres Wesens auf Johannes erkannte.

DORA HANHART

(Schluss folgt)